

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 130.

Berlin, Donnerstag den 30. Oktober

1845.

Frankreich.

Noch einige Worte über Thiers und seine Geschichte Napoleon's.^{*)}

Gewiß ist Niemand geeigneter, die Geschichte des Jahrhunderts zu schreiben, als wer, durch inneren und äußeren Beruf, selbst auf die Ereignisse der Zeit eingewirkt hat und in dem Drama der Weltgeschichte, welches sich vor den Augen der Zeitgenossen entwickelt, eine bedeutende Rolle spielt. Je mehr in dem Geschichtschreiber Wissenschaft und Leben sich durchdringen, desto geeigneter ist er, sich mit seiner Darstellung zu identifizieren und uns die Fäden des Gespinnstes zu zeigen, an welchem er selbst einer der Werkmeister zu seyn verstände. Freilich giebt es nichts Vollkommenes unter der Sonne, und so geht bei diesem Standpunkte von der Unparteilichkeit des Historikers Manches verloren. Ein objektiver Standpunkt ist kaum möglich, wenn des Verfassers Subjektivität in den Begebenheiten oder durch sie so mächtig in Anspruch genommen ist, daß wir weniger den Weltbürger als den Genossen seines Volkes und seiner Zeit hören. Aber was die Kritik dabei einbüßen mag, das wird durch das rege, blühende Leben ersetzt, welches solchen Werken innewohnt. Man fühlt sich in die Begebenheiten hinein, wird in die Werkstätte der Zeiten eingeführt, das Gewordene wird gleichsam ein Werdenes, und der Geist, der durch die Weltgeschichte weht, stellt sich dem Leser lebendig vor die Augen. Nicht anders verhält es sich bei den Geschichtschreibern des Alterthums. Thucydides, Xenophon, Livius, Tacitus sind alle nicht das, was wir unparteiliche Historiker nennen. Ihre Seele lebt in ihrer Zeit und ihrem Volke, und eben darum sind ihre Werke ewig jung, ewig anregend, ewig fortbildend. Auch von diesen Meistern gilt indes, daß der Leser, der sich auf einen objektiven Standpunkt erheben will, ihnen nicht unbedingt folgen darf. Ihre Darstellung trägt immer Farbe, sie lieben und hassen, bewundern und verabscheuen. Wir wagen die Behauptung, daß die große und erhabene Gestalt des Perikles den unvergleichlichen Thucydides selbst zu einer größeren Rücksicht für die Schattenseiten seines Charakters und seiner Verwaltung bewog, als diese vielleicht verdienten. Bei den anderen Geschichtschreibern des Alterthums, die wir nannten, bedarf es des Beweises nicht, daß Unparteilichkeit in unserem Sinne ihnen fehle. Tacitus liebt in den Germanen die Tugenden, welche seine Römerseele in den Volksgenossen schmerzlich vermisst, und er schildert die Tyrannen mit einer Feder, die es bedauert, kein Dolch zu seyn. Livius treibt die Vorliebe für sein Rom, und Xenophon die für Sparta, die Aristokratie und (in der Cyropädie) für den persischen Helden zu einem Uebermaße, das wir nicht billigen mögen. Aber bei Allen wird, was in der Geschichtsschreibung zum Theil der Berichtigung bedarf, selbst zur Geschichte, macht uns gleichsam zu Zeitgenossen der großen Geister, von welchen wir lesen, erwärmt unsere Seele und setzt uns, eben durch das ungemaine Interesse, das es uns einflößt, in den Stand, bei ruhigerer Betrachtung, das Subjektive vom Objektiven zu unterscheiden.

Wir Deutsche sind, durch unsere Verhältnisse wie durch unseren Charakter, auf eine andere Art der Geschichtsschreibung angewiesen, welche große Vorzüge wie große Mängel hat, die ihr eigenthümlich sind. Die Männer der Wissenschaft stehen bei uns zu entfernt vom Leben im Großen, um es, im höheren Sinne des Wortes, mit durchlebt oder gar, wir möchten sagen, mit geschaffen zu haben. Kommt bei uns ein ausgezeichnete Schriftsteller, ausnahmsweise, zu einer hohen Stellung, so ist er dadurch nicht, wie bei den Völkern des Alterthums und noch jetzt in England und Frankreich, in seinem Kreise und gewissermaßen in seiner Wirksamkeit geblieben, sondern aus beiden herausgetreten. Er ist in den Olymp versetzt worden, wo man die Bewohner der Erde zwar sieht, aber wenig von ihnen gesehen wird und noch weniger gesehen seyn will. Darum sieht man bei unseren Geschichtschreibern weniger, wie das Gespinnst der Weltgeschichte sich bildet, aber man lernt es genauer betrachten und seine Fäden zählen. Tiefes Quellenstudium, gründliche Forschung nach jeder Richtung hin, ein ruhiges, ernstes und unparteiisches Urtheil — sind die eigentlichen Vorzüge des deutschen Gelehrten überhaupt, wie des deutschen Geschichtschreibers insbesondere. Das lebhafteste und nicht selten leidenschaftliche Eingehen in die Begebenheiten ist der Stellung der Männer der Wissenschaft in unserem Lande und in mancher Beziehung auch dem National-Charakter des Deutschen weniger eigen, und diejenigen, welche sich in eine gewisse dithyrambische Begeisterung, oft ziemlich künstlich, hineinzuarbeiten

suchten, sind in der Regel nichts weniger als glücklich in diesen Versuchen gewesen. Der große Vorzug des deutschen Geschichtschreibers ist, daß er der parteilosen, völlig objektiven Betrachtung am meisten fähig ist und die Welt so ruhig und gründlich zu beurtheilen weiß, wie andere Völker kaum die Vorwelt. Seine Mängel, die nicht ihm, sondern der geringen Anerkennung, die er hierlandes bei den Großen der Erde findet, und noch mehr dem Mangel an eigentlich öffentlichem Leben in Deutschland zuzuschreiben sind, bestehen darin, daß ihm, in der Regel, der große freie Blick des Staatsmannes fehlt, daß er in dem Strom der Zeiten die einzelne Welle zu sehr, die gewaltige Strömung oft nicht genug beachtet. Ein großer Geschichtschreiber, sagt Johannes von Müller, muß die Eigenschaften eines großen Königs haben. Des deutschen Gelehrten Königtum aber ist nicht von dieser Erde, und darum steht sein praktischer Blick selten auf der Höhe seines Geistes. Wie nach dem alten Testamente Moses die Gottheit, so sieht der deutsche Gelehrte den großen Weltgeist nur, wenn er vorübergezogen; ihn selbst, sein Leben und Sausen, sein Wollen und Wirken, sein Wesen und Werk, hält man, so viel man es vermag, bei uns sorgfältig verborgen. Man hütet uns so sehr vor der Zugluft, daß die freie, frische Bergluft selten in ihrer ganzen Fülle zu uns zu dringen vermag. In England und Frankreich hingegen, wo sich der Geist Bahn gemacht und ein irdisches Königreich gegründet hat, sind die Verhältnisse denen der Alten ähnlicher. Wer heute dort Geschichte lehrt, hilft sie morgen machen und hört nicht auf, sie zu lehren. Wissenschaft und Leben gehen dort Hand in Hand, im Einzelnen vielleicht zum Nachtheil, im Ganzen und Großen aber gewiß zum Vortheil beider. Der bedeutende Redner findet im Parlamente, der bedeutende Schriftsteller im Staats- oder Ministerrathe seinen Platz: Wort wird That, und That bedarf des Wortes. Freilich wird dadurch der Geschichtschreiber auch in eine Partei gedrängt und findet nicht immer Zeit zu jener minutiösen Genauigkeit, deren Werth wir keinesweges verkümmern wollen, aber er sieht, lernt und lehrt auch die Geschichte im Großen, wird in die Seele der großen Männer, in das Herz der Zeit versetzt, und während wir ihn lesen, leben wir uns in seine Helden hinein.

Mit wahrer Meisterschaft hat der Verfasser des vorliegenden Geschichtswerks in diesem, wie in seiner Geschichte der Revolution, dessen Fortsetzung es bildet, diese Vorzüge bewahrt. Wenige versprechen es, wie er, die Begebenheiten so zu gruppieren, daß sie sich einander den Weg nie verschränken, fast immer bahnen. Diese Klarheit der Darstellung entsteht aber aus der großen Klarheit der Auffassung. Er sieht die Verhältnisse der Länder und Zeiten im Großen, erkennt mit Staatsmannsblick, was in jeder Epoche Noth thut, und ist doch weit von jener diplomatischen Kälte entfernt, die überall nur Thatfachen, nirgends Ideen erfährt. Er zeigt dabei aufs einleuchtendste, wie in dem großen Drama, das wir die französische Revolution nennen, Vorbereitung und Entwicklung mit solcher Blüheschnelle auf einander folgen, wie Personen und Ideen in so kurzer Zeit sich verbrauchen mußten, daß der häufige Wechsel in den Zuständen weniger, als es scheint, in der Veränderlichkeit des Volks und mehr in den immer neu auftauchenden neuen Bedürfnissen, ich möchte sagen Nothwendigkeiten einer schnell veränderten Zeit liegt. Es ist wahr: auf das Drama der Revolution mußte gewissermaßen das Epos der Konsular- und Kaiserregierung folgen, wenn jenes, so groß in seinen Motiven, in seinen Resultaten nicht fast zu einem Nichts, zu einer schlechten Komödie werden sollte. Als die blutige Schreckenregierung verbraucht war und das Advokatenregiment des Direktoriums sich unmöglich halten konnte, da bedurfte es eines mächtigen Arms und eines mächtigeren Geistes, um das Volk zurückzuhalten, in das entgegengesetzte Extrem zu fallen und mit den Blutscenen der Revolution auch ihren Wohlthaten zu entsagen. Die eigentliche Repräsentativ-Verfassung aber war in jenem Augenblick schwer in ihrer Würde zu erhalten, selbst wenn der erste Konsul ihr eben so gewogen gewesen wäre, als er ihr gram war. So gräßliche Thaten waren mit so schönen Werken verbunden worden, daß das Wort sein Ansehen in Frankreich für den Augenblick fast verloren hatte. So Vieles war zu thun, nach Innen, um eine feste bürgerliche Gesetzgebung, eine geregelte Administration, einen ruhigen und festen bürgerlichen Zustand, eine religiöse Reorganisation hervorzubringen und zu begründen; nach Außen, um die alten Dynastien in Europa zur aufrichtigen Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich und ihrer, zwar der Freiheit abhold gewordenen, aber doch die Gleichheit und manches der moralischen Resultate der Revolution vertretenden neuen Regierung gleichsam zu nöthigen, daß mancher Gewaltreich jener Epoche in seinem innersten, tiefsten Grunde an Nothwehr streift und manche despotische Einrichtung gleichsam geboten war, um ohne unerseßlichen Zeitverlust die Wiedergeburt des in

^{*)} Von der Histoire du Consulat et de l'Empire ist nunmehr der fünfte Band erschienen.